

Gerhard Polt spielt in „Und Äktschn!“ einen Amateurregisseur, der das Privatleben Hitlers verfilmt

# Auf Schmalzknödel mit Hitler

Von Christina Böck

■ Der Kabarettist über das Geheimnis Mittelmaß und zu wenig Konzentration.

Ein Wunder ist es ja nicht gerade, dass seine Frau ihn in die Garage ausquartiert hat, den Hans Pospiech. Denn er hat nichts anderes im Kopf als seine Filmerei. Seine neueste Idee: Er dreht einen Film über das Privatleben von Adolf Hitler. Das soll auch seinen Schuldenberg verkleinern. Schnapsidee, natürlich. Das ist die Handlung von „Und Äktschn!“, dem neuen Film von und mit Gerhard Polt, der Hans Pospiech spielt. Es ist der erste Film des bayrischen Kultkabarettisten seit neun Jahren. Es gäbe ihn wohl kaum ohne Frederick Baker, der mit Polt zusammen das Drehbuch geschrieben hat und Regie führt. Am 6. Februar kommt er ins Kino, heute Dienstag ist Gala-premiere in Wien.



„Eine Größe war die auch nicht, die Eva Braun“: Gerhard Polt über Hitlers „Tschapperl“. Foto: Robert Newald

★★★★

„Wiener Zeitung“: Haben Sie sich schon länger mit dem privaten Hitler beschäftigt?

**Gerhard Polt:** Als junger Mensch hab ich politische Wissenschaften studiert und da war ich im Seminar „Autorität und Freiheit“ von Werner Maser, einem Hitlerbiografen. Der hat mir etwas auf den Weg gegeben, das mich damals schon fasziniert hat. Man kennt den Hitler nur als das schreiende Monster, den Riefenstahl-Hitler oder als verniedlichenden Kasperl, also entweder als Dämon oder als blasse Karikatur. Und der Maser hat gesagt, nein, der Hitler in München, der muss einen Schmah gehabt haben. Der muss gut parliert haben, er muss auch sympathisch gewesen sein. Sonst hätte er's ja gar nicht geschafft, dass er in der Münchner Gesellschaft was wird. Es gibt da Schilderungen, wie der bei bestimmten Damen der Münchner Gesellschaft der Schof-hund war. Die haben ihm gezeigt, wie man Messer und Gabel benutzt, wie man eine Krawatte bindet. Das waren recht solvente Damen, und die haben den buchstäblich eingekleidet. Die haben sich gestritten, ob der so besser aussieht oder so. Aber über die hat er dann Leute kennengelernt, die wichtig waren. Und das hat er dann unter seinesgleichen erzählen können und hat so eine Autorität gekriegt: „Schau an, der Adi, der spricht mit dem Ludendorff.“

Bei dem Film spielt aber auch das Banale eine wichtige Rolle...

Die zweite Sichtweise hab ich von einem damals sehr berühmten Kabarettisten, dem Werner

Fink. Am Anfang haben die Nazis ihn bissl hofiert, da haben die Nazis noch Humor gezeigt. Aber wie sie dann an der Macht waren, haben sie gleich gesagt, wo der Spaß aufhört. Und der Werner Fink ist in ein Strafbataillon gekommen. Den hab ich in dem Seminar auch kennengelernt. Und ihn hat am meisten schockiert: wie wenig immunität die Menschen gegenüber einer sogenannten Seriosität sind. Weil sie Dinge als seriös begreifen, als ernst und wichtig, wo man eigentlich lachen müsste wie das Kind bei „Des Kaisers neue Kleider“. Diese Frage hat mich immer beschäftigt: Warum ist das so, dass sich Mittelmäßigkeit so durchsetzen kann? Deutschland und Österreich waren ja Länder, in der zu der Zeit der Zivilisationsgrad hoch war. Und es sind dem Hitler doch abertausende Menschen, die ihm bildungsmäßig weit überlegen waren, da nachgelaufen.

Dass sich der Durchschnitt durchsetzt, sieht man nicht nur in der Politik, auch in der Musik, auf den Buchbestsellerlisten, im TV...

Ja, es gibt diese Kraft der Medokrität, das muss man gar nicht beleidigend sagen. Das ist eben keine Brillanz, aber es hat etwas, dass sich die Türen öffnen. Das ist irgendwo ein Geheimnis.

Liegt es an der Denkfaulheit des Publikums?

Mit Sicherheit. Das hat Werner Fink so enttäuscht. Der wollte auf der Bühne Masken herunterreißen, wollte übers Lachen Distanz schaffen. Die Ironiefähigkeit ist offensichtlich eine Begabung, die nicht zu denen gehört, die am meisten ausgebildet sind.

Das Privatleben Hitlers wurde ja schon in vielen TV-Dokus behandelt. Welche davon hat Sie am meisten interessiert?

Einer der interessantesten Aspekte ist die Eva Braun, die er immer geheim gehalten hat. Er hat sie ja Tschapperl genannt, das war sie auch, sie war nicht besonders dumm, aber eine Größe war die auch nicht. Ein durchschnittliches Münchner Gwachs. Für den Film war die Frage, wie können wir die Privatheit von den beiden visualisieren. Da war unsere Idee, wir haben eine Laienbühne mit Dilettanten. Die sind diesen Figuren im Grunde sicher viel näher, als wenn man sie dämonisiert oder zum Kasperl macht. Sie diletterien mit Begeisterung vor sich hin. Wenn die Gisela Schneebberger, die die Wirtin spielt, die die Eva Braun spielt, dann über den Hitlerdarsteller (Robert Meyer) sagt: „Also fad derf er ned spin, weil immerhin hat der Mann einen Weltkrieg hervorgebracht!“, dann ist da die ganze Unschuld und Naivität, aber auch der Blödsinn da drin. Und auf der Ebene haben die sicher auch geredet.

Ist Lachen über Hitler kein Tabu mehr?

Der Werner Fink hat gesagt: Hätten mehr gelacht, dann wär er's nie geworden. Meine Mutter hat mir noch erzählt, dass sie als Backfisch mit zwei anderen am Odeonsplatz bei einer Rede vom Hitler waren. Und sie haben lachen müssen, weil er so geschrieben hat. Ringsherum eisernes Schweigen, weil das war Blasphemie. Im letzten Moment sind sie weg, sonst hätten sie ein paar Schellen gekriegt. Ich empfehle da eine Geschichte von Oskar Ma-

ria Graf. Das war ein bayrischer Schriftsteller, einer der besten. Der hat eine Geschichte geschrieben, die heißt „Gelächter von außen“. Da beschreibt er eine Begegnung mit Hitler, wo er mit ihm Schmalzknödel isst und Kaffee trinkt. Er zeigt die Lächerlichkeit dieses Menschen. Da fragt man sich: Warum sehen viele Leute nicht das, was der Karikaturist oder der Schriftsteller sieht?

Hans Pospiech ist ein Besessener. Ist der Film die Kunstform, die am meisten Besessenheit braucht?

Besessenheiten gibt es ja viele. Ich kenn Modelleisenbahner, die ihre Familien vergessen, weil sie unter dem Tisch liegen und die Bahn fährt drüber. Der Aufwand war früher beim Film größer, da hat man vielleicht wirklich besessener sein müssen. Der Dilettantismus schreitet da aber voran, man muss nur mehr auf einen Knopf drücken können. Jetzt muss man sich halt die Privatfilme anschauen, so wie früher den Lichtbildervortrag von der Tante. Das ist technologisch wesentlich besser, inhaltlich, sagen wir mal, sehr maßvoll.

Im Film fällt der philosophische Satz „Wer den Peter Ustinov nicht gesehen hat, der weiß ja gar nicht, wer Rom angezündet hat“. Ist das Fiktive wahrhaftiger als das Dokumentarische?

Ganz sicher. Die Vorstellung, die wir von der Antike haben, ist wesentlich mehr von amerikanischen Filmen geprägt als vom Geschichtsunterricht. Exkursionen und lateinisch lesen wirkt längst nicht so wie diese Bildersprache.

Gilt das auch für andere Epochen?

Das ist generell so. Bilder nehmen zu. Man glaubt mehr an Bilder. Als der „Wienerwald“ angefangen hat, die Hendl auf der Speisekarte abzufotografieren, da hab ich gesagt: Das ist schon fast Gastropornografie. Aber die Kraft der Bilder und der Glaube an die Bilder nimmt immer noch zu. Was wir hier machen, das Gespräch, das könnte man auch im Radio bringen, aber: Müsste man das sehen? Ich glaube nicht. Vieles wird dem Akustischen genommen, was beim Akustischen hätte bleiben können.

Viele können sich gar nicht mehr konzentrieren, wenn sie kein Bild zum Ton geliefert bekommen...

Ich hab einmal sehr schönes Interview mit dem Theaterregisseur Peter Stein gehört. Die Frage war, wie er sich die Zukunft von Theater vorstellt. Und seine Antwort war: Wenn Sie ein Theaterstück schreiben, brauchen Sie Konzentration, wenn Sie inszenieren, brauchen Sie Konzentration, Schauspieler müssen sich konzentrieren, Ausstatter, Beleuchter müssen sich konzentrieren und Zuschauer müssen sich konzentrieren. Und wie viel Konzentrationsfähigkeit da ist, davon hängen die Qualitäten ab, was wir zu sehen und zu hören bekommen.

Eine Ihrer Lieblingsbeschäftigungen ist „Daheimsein“. Womit hat man Sie bestochen, dass Sie jetzt hier sind?

Naja, das ist halt so: Wenn man auf den Markt geht, muss man schreiben. Ich bin auch sehr gern in Wien. Der Großteil meiner Vorhaben ist aus Wien. Mein Großvater war Wiener. Ich hab sogar in der Familie einen Fiaker! ■